Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 52

Artikel: Silvester am Herdfeuer

Autor: Jegerlehner, Johannes

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647267

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Sprache der Linie der Sprache der Farbenflächen gleichstellend. Das ist guter Fresenstil. Man beachte dabei aber, daß der Künstler nicht schablonisiert, daß er jeden Kopf, jedes Gesicht, jede Geste, jede Körperhaltung dem Seelischen gemäß gestaltet, daß er auch die Gewandfalten, die Pflanzen- und andern Naturformen sinngemäß variiert, aber immer so, daß sie sich harmonisch in den Dienst des Ganzen stellen.

Zehnder nutzt die Gelegenheit, um die rein nach historischen Gesichtspunkten orientierten Kirchenenovationen zu kennzeichnen. Wir sind im allgemeinen mit ihm einverstanden und geben darum die betreffende Stelle hier wieder. Zehnder schreibt:

„Bei welcher Gefühllosigkeit wir heute angelangt sind für das, was kirchliche Kunst eigentlich sein sollte, zeigt nichts so kraß wie die Kirchenrenovationen nach historischen Gesichtspunkten. Denken solche Restauratoren gar nicht daran, zu welchem Zweck die Kirche eigentlich da ist? Denken sie an das, was das gläubige Volk in der Kirche zu finden hofft? Es ist etwas vom Unbegreiflichsten, daß Gemeinden und Pfarrer sich diese zeitfremden Spielereien gefallen lassen. Ist die Kirche ein historisches Museum? Oder eine Zunftstube, die man mit Wappenscheiben schmückt? Wo alles Irdische und Vergängliche nur Gleichnis sein sollte für Himmlisches und Ewiges, da lächelt uns menschliche Eitelkeit entgegen! Erfüllt sein mit religiösem Gehalt ist die Grundlage kirchlicher Malerei." H. B.

Wandmalereien von Paul Zehnder in der Stadtkirche Winterthur. — Blick in das linke Seitenschiff.

Silvester am Herdfeuer.

Von Johannes Jegerlehner.

Wir waren bei der Doktorsfamilie zum Altjahrsabend eingeladen, und als punkt sieben die Tür zum Speisezimmer aufging, glitzerte es vom venezianischen Leuchter auf die festliche Tafel, das Porzellan und die Karaffen und das Tischtuch schimmerte wie frischgefallener Schnee.

Nach der Suppe klingelte der Fernsprecher.

„Hoffentlich nicht die Annemarie", rief die Doktorsgattin betroffen, „nein, das wäre ein dicker Strich durch meine Rechnung. Gerade just am Silvesterabend, auf den ich mich so gefreut habe. Wie selten hat der Landarzt eine ruhige Stunde. Wir sind doch jetzt in einem Alter, wo man sich gerne sädelt, aber noch jedesmal, wenn wir uns auf ein paar gemütliche Stunden einrichten wollten, hat uns das Telephon auseinandergerissen."

Mit gerunzelter Stirne kam der Arzt aus dem Nebenzimmer und meldete, es sei die Annemarie, die Frau des Bergführers Horbis.

„O du liebe Zeit! Und mein Bruder sandte uns eine Gans und mein Mann hat der Köchin noch selber vorgeschrieben, wie sie den Vogel braten soll. Mein Mann ist nämlich im Kochen —"

„Ich wünsche guten Appetit, entschuldigt —"

„Darf ich mitkommen", fragte ich und wischte den Mund. „Wie weit ist's?"

„Mit dem Wagen fahre ich bis zum zweiten Tobel und dann noch fast eine Stunde zu Fuß bergauf."

Ich erinnerte mich an einen seltsamen Weihnachtsabend in Saasfee-Almagell, da ich mit dem Arzt vom gedeckten Tisch weg durch den dunklen Bergwald pilgerte und da die Frau des Schafhirten im Stall gebar, weil sie es nicht besser haben wollte als die Mutter Gottes unter der Krippe bei den bethlehemitischen Tieren. Die Stimmung war so wie so gebrochen, den Gänsebraten konnten wir nach der Rückkehr verspeisen.

Zu zweit ratterten wir auf der schmalen gefrorenen Schneegasse längs den Hängen und stiegen nach dem zweiten Tobel durch eine Rinne im Schnee zu dem hoch und einsam gelegenen Haus des Bergführers. Der Arzt begab sich gleich in die Stube und begann seine geburtshelferische Tätigkeit, während ich in der Küche zurückblieb, wo ein Lämpchen brannte und über dem offenen Herdfeuer der Wasserkessel summte. Auf einer Bergtour hatte ich mit Horbis Freundschaft geschlossen, dann begrüßte mich noch seine Mutter, eine belebte, vom Alter noch nicht morsch gewordene Greisin, und der älteste Sohn Emil, Student im ersten Semester.

Als die Hebamme warmes Wasser holte und die Kindbetterin und ihre Tapferkeit rühmte und wie alles nach Wunsch sich abwickle, stopften wir Tabak und rückten uns näher ans Feuer. Bald waren wir in jene blutwarme Traulichkeit versponnen, wie sie in einer Bauernküche bei dem spärlichen Licht und dem Geknister der Holzbengel nicht schöner und inniger hätte aufblühen können.

Das Herdfeuer mit seiner patriarchalischen Gemütlichkeit zehrte alle Schlappheit aus den Knochen. Der gefrorenste Knorz taut bei der Herdplatte auf, wenn die Flammen züngeln wie hier und das Harz aus den Scheitern kocht. Wenn dann einer noch Geschichten erzählt, so vergißt man den harten unbequemen Sitz und lauscht den alten Zeiten, daß die Pfeifen darob kalt werden.

„Fehlt ihr nichts", fragte Horbis besorgt die Hebamme, so oft sie erschien. „Willst du ihr nicht eine Tasse von dem Trank verabreichen?" Und dann schob er vom Herd neue Gluten durch das Loch in den Ofen, der die Stube wärmte.

„Ja, wenn's jetzt nicht vorwärts gegangen wäre", plauderte die Großmutter, „so wäre ich morgen zum Hexenmeister nach Aeschi gefahren und hätte mir Kraut und Medikalimente geholt."

„Der ist ja schon lange tot", rumpelte der Sohn dazwischen.

„Und ich hätte den Kalligroosi gerufen", meinte der Vater allen Ernstes. „Man vernimmt zwar wenig oder nichts mehr von ihm, aber wir Aeltere von der Garde der Bergführer, ich schäme mich nicht, es zu bekennen, wenn Not an Mann kommt, eine verteufelte Klimmerei im brüchigen Schiefer, eine Stelle im Gletscher und man weiß nicht, halten die Brücken oder brechen sie ein, da bittet mancher im Stillen: Kalligroosi, hilf uns hinüber. Ihr kennt doch unsern Berggeist? Sonst könnte ich Euch Geschichten erzählen."

Ich nickte schwächlich und schmunzelte heimlich. Da öffnete sich ein Born, den ich schon lange gesucht hatte. „Erzählt, erzählt", bat ich und grübelte den Kalender aus der Tasche.

Aus den verschollenen und verborgenen Schächten des Bergriesen sickerte es tropfenweise, dann immer wasserreicher und zuletzt, als das Altmütterchen mit der Lebhaftigkeit einer Jungen in die gemessene Rede ihres Schwiegersohnes hineinplätscherte, ja, da sprudelte es silbern wie aus einer Brunnenröhre. Mit behaglichen Zügen genoß ich den Trunk, der mir aus den sagenhaften Tiefen der Kalligroosigeschichten geboten wurde und füllte Seite um Seite.

„Der Gletscherriese mit seinen Wundertaten ist für mich das Größte, was ich kenne", beschloß Horbis seine Ausführungen.

„Für dich, aber nicht für die andern", entschied der Student, „so wenig als die Ilias und die Odysse das Größte sein können. Das ist alles nur Sage und nacherzählt, allerdings in der Form eines großen Kunstwerkes. Das ewig Wirkliche, Urschöpferische, das wie unser Feuer aus der Seele eines begnadeten Dichters flammt, dem zoll ich meine laute Bewunderung. Ich kann dir das nicht erklären, Großmütterchen, du bist zu wenig lang auf der Schulbank gesessen."

„Wär auch ein müßiges Unterfangen. Für mich ist das Größte der Napoleon. O was hat mir der Großvater, als ich noch in den Kinderschuhen lief, von dem russischen Feldzug erzählt! Als junger Straffel hat er ihn mitgemacht."

„Da bist du aber arg auf dem Holzweg, Großmutter. Wie kann man heute noch einen Kriegsgreuel zu den großen rechnen! Sagen Sie", richtete Emil sich in heiligem Eifer an mich, „sind die Dramen Shakespears und der Faust nicht der Gipfel von allem, was Menschengeist und Menschenwitz hervorgebracht haben? Faust und Hamlet sind für mich Dichtungen, denen man wie bei einem tiefen Wasser nicht auf den Grund lotet."

„Nicht so laut", warnte der Vater und zeigte nach der Tür. Aus der Stube drang heftiges Stöhnen. — „Dichtungen sind die Meinung eines Einzelnen", fuhr er fort, „aber keine Heldentaten, wie etwa die Erstraversierung des Eigergrates, die Eroberung des Nordpols, oder war's im Süden?"

„Tollkühnheit und Kraftmeierei haben mit dem Blitz und Donner des Genies keinen Funken gemein", unterbrach Emil ungestüm und kräuselte verächtlich die Lippen.

„Das Ei will natürlich klüger sein als die Henne. Ein 75 Meter-Sprung an der Schanze, die Ueberquerung des Ozeans im Luftschiff, das sind Heldenstücke, die nicht so bald übertroffen werden. Oder was ist Eure Meinung, Herr?"

„Fertig", bestimmte die Großmutter, „über den Napoleon vermag sich kein anderes Lebewesen emporzuschwingen, das müßt Ihr selber zugeben, Herr —"

Urplötzlich ward es still um mich. Die Greisin starrte mich an mit offenem Munde. Emil strich das verschüttelte Haar zurück, Horbis warf seinen stahlblauen Blick auf mich, seinen Verbündeten, wie er ohne weiteres annahm.

An einem Span entzündete ich die erloschene Pfeife und hüstelte den Rauch aus der Lunge. Die Kalligroosimärchen und jetzt der Widerstreit der drei Generationen hatte meine Seele gelüftet. Obschon die Entscheidung in der Luft lag und nur zu Gunsten des Sohnes ausfallen konnte, wollte ich den jungen, vorlauten Spritzer ein Weilchen auf den Esel setzen. So ungeschickt wie möglich begann ich die Kluft zwischen der studentischen Allweisheit und dem väterlich-großmütterlichen Mangel an Kenntnissen und höherer Bildung zu überbrücken, indem ich auf die Not der Zeit hinwies und mich über die Interesselosigkeit der heutigen Jugend auf dem Gebiet der Politik und Volkswohlfahrt ereiferte. Wer den Weltfrieden zustande bringe, der sei für mich — da huschte die Hebamme in die Küche und hob den Kessel hastig von der Feuerplatte.

„Nun", rief der Student und seine Wangen bebten vor Erwartung.

„Das Schönste und Größte und für mich einzig wahrhaftige Heldenstück —" rief ich patetisch —

„— hat unsere Annemarie vollbracht", beendete der Arzt unter der Tür und setzte uns alle mit dem träfen Wort schachmatt. „Sie hat soeben —"

„— ist's ein Bub, oder nur so ein —" schnitt der Vater den Faden ab.

„Sie hat soeben ein allerliebstes gesundes Mädchen in die Welt gestellt. Ich gratuliere."

Vom Feuer eilten wir in die Stube, bestaunten das rosige Ding in den Windeln und standen ergriffen um das Bett der Wöchnerin. O gewiß, alles Große und Schöne, alle Türme des Ruhms und alle Schlösser der Weltfriedensromantik hat diese einfache Frau übergipfelt. Was sind die Epen und Dramen der Weltliteratur, die Spitzenleistungen der Sportgrößen gegen dieses größte aller Wunder, der Menschwerdung!

Wir stärkten uns in der Küche mit Käse, Brot und Milch, dann stieg ich mit dem Doktor den Schneehang hinunter. Die Mitternachtglocken läuteten das alte Jahr aus,

die Berge entrückten in den Duft des Sternenglanzes, der Himmel sank immer tiefer.

Von dem soeben Erlebten noch befangen, lichteten sich in der Harmonie und Verbrüderung zwischen Himmel und Erde meine Augen. Das Große, Wahre und Beständige lebt und wirkt in der Bauernhütte am Berg wie in den Städten der Niederung und von den einfachen Menschen wird einmal, so gewiß das Gute über das Böse triumphiert, der Weltfrieden kommen und sich ausbreiten, wie das Licht von der Krippe in Bethlehem.

Landammann Lohner-Feier in Thun.

Zum Andenken an den liberalen Staatsmann C. F. L. Lohner wurde an seinem Geburtstag, am 7. Dezember 1931 an dessen Stammhaus an der Hauptgasse in Thun gegenüber der Kirchtreppe eine Erinnerungstafel in weißem Marmor mit der Inschrift angebracht:

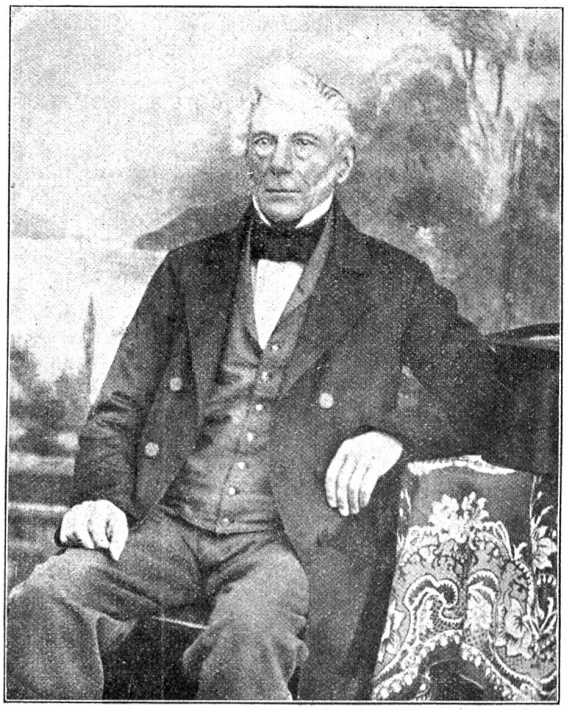
C. F. L. Lohner
1786—1863
Vorkämpfer der Volksrechte
Regierungsrat 1831 Landammann 1835
Förderer der Heimatforschung
Die Thuner Freisinnigen 1931.

Als Abschluß der Regenerationsfeien wurde das Ereignis am Vorabend von der freisinnig-demokratischen Partei Thun in einer zahlreich besuchten Versammlung würdig gefeiert, zu der auch die Mitglieder der Familie Lohner eingeladen waren, die durch fünf Generationen hindurch unentwegt im Sinn und Geist ihres bedeutenden Vorfahren gelebt und gewirkt haben.

Parteipräsident Kunz, Dr. Martin Trepp, Direktor Emil Lohner, alt Nationalrat in Bern, und Eisenhändler Hermann Lohner hielten Ansprachen, die die Verdienste des Gefeierten würdigten und von den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen zu seinen Lebzeiten ein umfassendes, klares Bild erstehen ließen.

Im Kampfe zwischen der demokratischen und aristokratischen Staatsform, der vor 100 Jahren mit dem Siege der Demokratie endigte, war Karl Friedrich Ludwig Lohner der Führer der Thuner und Oberländer. Er war die Seele des Patriotischen Vereins, der am 4. Februar 1831 in Thun im „Freienhof" gegründet wurde, und wurde an die Spitze der neuen Stadtbehörde gewählt, die am 4. Juli 1831 in unserer Stadt als erste nach dem allgemeinen Wahlrecht gewählte städtische Regierung ins Amt trat. K. F. L. Lohner wurde in den neuen Großen Rat des Kantons Bern gewählt, 1832, als erster Berner vom Lande in den Regierungsrat, und 1834 als Vertrauensmann der Radikalen zum Landammann (Großratspräsidenten) bestimmt, womit seine politische Wirksamkeit gekrönt wurde. Einen bedeutenden Namen hat sich Landammann Lohner auch als Altertumsforscher und Historiker gemacht. Seine Bücher vom Kirchenwesen und den Münzen der Repulik Bern sind noch heute geschätzte Quellen.

Für die Oeffentlichkeit erhält das Bild Landammann Lohners erst dann Farbe und Leben, wenn man sich hineinstellt in seine Zeit, die vor hundert Jahren Gegenwart war. Seine Mitbürger haben es mitangesehen, wie aus dem einfachen, den politischen Händeln der Restaurationszeit eher fernstehenden Kaufmann, ein begeisterter, geschickter und energischer Vorkämpfer der Volksfreiheit wurde. Wie der Gegner über ihn dachte, geht aus einem Band „Bernische Landesgeschlechter" von Schultheiß N. F. von Mülinen hervor: „Lohner Eisenhändler, Scharfschützenhauptmann und Seckelmeister zu Thun, dabei Liebhaber der vaterländischen Geschichte, lang ein geschätzter Mann und der alten Regierung zugetan, warf sich 1830 plötzlich in die Volkspartei und ward einer der radikalsten und giftigsten Beisitzer im neuen Regierungsrat." Ueberall waltete er mit natürlicher Würde seines Amtes, bescheiden und doch seines Wertes bewußt. Er war getragen vom Zutrauen des freiheitlich gesinnten Teils des Bernervolkes, also der großen Mehrheit. Heute



Landammann Carl Friedrich Ludwig Lohner.

noch, wie vor hundert Jahren, führte alt Nationalrat Emil Lohner in seiner Rede aus, geht unser Bekenntnis zum liberalen, demokratischen Staat, dem, wie Vergangenheit und Gegenwart, auch die Zukunft gehören soll, weil wir überzeugt sind, daß er einzig imstande sein werde, uns aus den Wirren und Fährnissen der Gegenwart einer besseren Zukunft entgegenzuführen. Voraussetzung bleibt dabei, daß es uns nie an Männern fehle von der Gesinnung und uneigennützigen Hingabe C. F. L. Lohners. B-n.

„Keine Zeit".

Skizze von Grethe Schoeppl.

Hasten, jagen, sich hetzen, schuften und plagen, so sahen die Lebenstage des Herrn Gustav Borngruber aus.

Wenn ihm jemand sagte: „Waren Sie schon in der neuen Oper?" dann erwiderte er todsicher: „Wo denken Sie hin? Ich hab doch keine Zeit!" Oder: „Sie sollten auch auf Ihre Gesundheit denken!" „Lächerlich, ich habe keine Zeit dazu!"

Ja, Gustav Borngruber verwendete seine ganze Zeit fürs Geschäft; für sich selbst blieb da nichts übrig. Aber selbst hierüber nahm er sich nicht Zeit, nachzudenken. Nur manches Mal ertappte er sich bei dem Gedanken: Was habe ich denn nun eigentlich von meiner Schufterei? Wozu hetze und plage ich mich so? — Aber da klingelte schon wieder das Telephon, ein wichtiger geschäftlicher Anruf. — Nein, Borngruber hatte für solches Nachdenken keine Zeit.

Ein Jahr verging so wie das andere. Und wieder nahte der Silvestertag heran. Die Geschäfte wurden früher wie üblich geschlossen, die sonst so nüchternen Geschäftsleute wollten auf einmal von Ein- und Ausfuhr und Zoll und Revisionen nichts mehr wissen und drängten zu Vergnügen und Unterhaltungen.

Borngruber saß allein in seiner Kanzlei und begann sich über einen ganzen Berg von Briefen heranzumachen. Er konnte nicht begreifen, wie die anderen Zeit hatten zu